

YNGRA WIELAND

DER TANZ DER SCHÄFFLERIN

Leseprobe



BURGENWELT VERLAG

München, 12. August, im Jahre des Herrn 1634

Aus der Narrenkeuche erklang der Schrei eines dort Angeketteten, hallte grausig über den Hof und jagte Jakoba trotz der Hitze einen Schauer über den Rücken. Die feinen Härchen in ihrem Nacken stellten sich auf. Sie schauderte, rieb sich fest die Arme, um das Gefühl zu vertreiben. Der Schrei verwehte und endete in lang gezogenem Wimmern, hinterließ eine böse Ahnung in der Sommerluft.

Die Augustsonne hatte ihren höchsten Stand erreicht. Erbarmungslos brannte sie vom Himmel herunter in den Innenhof des Heilig-Geist-Spitals und verwandelte ihn in einen Backofen. Der Platz wurde an der einen Seite von der Heilig-Geist-Kirche, an der anderen vom Weiberspital und der vorderen Spitalküche eingefasst, in der für die begüterten Pfründner gekocht wurde. Das Heilig-Geist-Spital war ein riesiger Komplex und Jakoba fühlte sich manchmal, als befände sie sich in einer Stadt in der Stadt. Sie liebte die Lebendigkeit dieses Ortes.

Ihr Blick wanderte zur Heilig-Geist-Kirche, ein Längsbau mit mächtigem Satteldach und glatten Wänden, deren Eingang im Innenhof lag. Das Gotteshaus strahlte in seiner Einfachheit eine ruhige Würde aus, die Jakoba ein Gefühl von Geborgenheit vermittelte. Neben den Benefiziantenhäusern, in denen die Geistlichen lebten, die für die reichen Bürger täglich die Messe lasen, und den Siechenhäusern gab es eine Gebärstube für Frauen ohne Unterkunft, eine Mühle, eine Bäckerei, eine Badestube und sogar eine Brauerei.

Jakoba stemmte die Fäuste ins Kreuz und stöhnte. Ihr Rücken schmerzte höllisch. Die letzten Stunden hatte sie damit verbracht, in dem großen Bottich die Kleidung der Waisenkinder zu waschen und auszuwringen.

Sie beugte sich über die Lauge und betrachtete ihr verzerrtes Spiegelbild. Bernsteinfarbene Augen blickten ihr grimmig entgegen, das Kinn war angestrengt nach vorne geschoben, die glatte Haut von der Hitze gerötet.

Verstimmt über den Anblick schlug sie auf die Wasseroberfläche, sodass ihr Gegenüber sich in kleinen Laugenwellen auflöste. Sie richtete sich auf und streckte sich ächzend. Eine Strähne hatte sich unter ihrer Haube hervorgeschemmelt und kitzelte sie am Hals. Ungeduldig stopfte sie die Haare unter die Kopfbedeckung zurück, als sie Pater Martin durch das Tor eilen sah. Der sonst besonnen einerschreitende Gottesmann wirkte aufgeregt und voll

Sorge.

Zwei Männer, zwischen sich eine Bahre, folgten ihm und verschwanden auf Pater Martins Wink eilig im Spital.

Im nächsten Augenblick kam Mina, eine junge Magd, aus Leibeskräften schreiend über den Hof gerannt. Sie verhedderte sich in ihrem Rock, taumelte und stürzte vor Jakoba zu Boden.

»Wir werden alle sterben! Der Schwarze Tod ist in der Stadt!«

Jakoba starrte sie an. Eiseskälte kroch ihr den Rücken hinauf.

»Die Bäckerswitwe, die Gebhartin Marie aus der Sendlingerstraße, haben sie ins Rauchhaus im Spital gelegt! Es ist die Pest, die Pest ist ausgebrochen!«

Das Grauen stand Mina ins Gesicht geschrieben, die Augen weit aufgerissen, schrie der speichelfeuchte Mund unaufhörlich die entsetzlichen Worte heraus.

Jakoba hätte am liebsten die Hände über die Ohren gelegt, doch sie konnte sich vor Entsetzen nicht rühren.

»Sie sagen, dass der Schwarze Tod von den Soldaten aus Burgund kommt. Man rechnet mit dem Schlimmsten! Die Pest ist wieder in der Stadt!«

Die Magd kam ungeschickt auf die Füße, stolperte weiter, ihre Stimme überschlug sich, keine Worte, nur noch Kreischen.

Jakoba stand wie festgewachsen, ihr Atem ging schwer. Während der letzten Jahre war der Schwarze Tod ein häufiger Gast in München gewesen und die Menschen von außerhalb, die in die Stadt reisen mussten, wurden oftmals verspottet, sie hätten mit dieser Reise einen sicheren Gang in den Tod vor sich.

In den vergangenen Monaten hatte die Brechin, wie sie die Pest nannten, Ruhe gegeben, und die Münchner hatten gerade begonnen, sich in Sicherheit zu glauben.

Die Soldaten aus Spanien und Burgund, die vor den Toren Münchens lagerten, überschwemmten die Stadt mit ihrer Anwesenheit. Die Söldner brachten jede Menge Unannehmlichkeiten für die Münchner, vor allem für die Frauen, die sich kaum noch ohne männlichen Begleitschutz auf die Straßen wagen konnten. Nun hatten sie den Tod in die Stadt gebracht.

Bevor Jakoba sich weiter mit den schlimmen Neuigkeiten befassen konnte, fegte eine Meute Kinder schreiend auf sie zu, und im nächsten Augenblick klammerte sich ein winziges Mädchen an Jakobas Röcke.

»Koba, hilf mir, hilf mir, die wollen mich hauen!«

Dicke Tränen kullerten ihr über die Backen und hinterließen schmutzige Spuren. Jakoba hob die Kleine schwungvoll hoch und streichelte Annis Köpfchen, das diese schluchzend an ihrer Halskuhle verbarg.

»Was ist denn bloß los mit euch? Findet ihr es richtig, jemanden zu hauen, der viel kleiner und schwächer ist als ihr?«, funkelte sie die Kinder an.

»Was wird der Pater sagen! Macht euch lieber nützlich!«

Kurz und bündig gab sie ihre Anweisungen, ihr Tonfall machte jede Widerrede unmöglich.

»Ihr beiden, ihr nehmt den Bottich und schüttet ihn aus, und du und du«, sie deutete mit dem Kinn auf die zwei größeren Jungen, »ihr nehmt den Korb mit der Wäsche und hängt die Sachen auf.«

Murrend machten sich die Kinder ans Werk. Sie wussten wohl, dass mit Jakoba nicht zu spaßen war, wenn es um Anni ging.

Jakoba stellte das Mädchen behutsam auf den Boden und kniete sich vor sie hin.

Ein Bild des Jammers bot sich ihren Augen. Anni war klein für ihr Alter und ihre Haut so fein, dass man die Adern hindurchschimmern sah. Das fadenscheinige Kittelchen hing viel zu groß an ihr herunter und hatte bei der Verfolgungsjagd einen langen Riss davongetragen. Einer der dünnen blonden Zöpfe hatte sich aufgelöst.

Jakoba flocht ihn mit flinken Fingern neu und zupfte den Kittel der Kleinen so gut es ging zurecht.

»Du tust mich immer retten, gell, Koba?«

Annis große, hellblaue Augen hingen flehend an Jakobas Gesicht. Die zog die Zopfschleife fest und drückte Anni noch einmal an sich.

»Immer, wenn ich kann, das verspreche ich dir.«

»Ich auch, Koba, ich will auch immer auf dich aufpassen!«

Einen verträumten Moment lang wiegte Jakoba das Kind gerührt hin und her. Sie konnte fühlen, wie Anni die seltene Wärme einer Liebkosung hungrig aufsog. Am liebsten hätte Jakoba ihren Liebling mit nach Hause genommen, das Waisenkind umsorgt und aufgepäppelt, der Kleinen ein richtiges Zuhause geboten. Ihr Vater wollte nichts davon wissen. Und Quirin, ihr Verlobter, erst recht nicht.

»Was willst du denn mit so einem Bastard«, hatte er sich eingemischt, als Jakobaba beim Abendbrot wieder einmal angefangen hatte, ihren Vater wegen Anni zu bearbeiten.

Wilhelm Neuburg, der genauso stur sein konnte wie seine Tochter, hatte nur abgewunken.

»Mädchen, lass gut sein. Es gibt genug hier im Haushalt zu tun und mehr Esser brauchen wir nicht!«

Später, als Jakobas Vater außer Hörweite war, hatte Quirin ihr zugeflüstert:

»Wart nur ab, wenn wir erst verheiratet sind, mach ich dir einen ganzen Stall voll davon!«

Jakoba war es furchtbar unangenehm gewesen, wie er sie dabei angegrinst und sich anzüglich mit der Zunge über die Lippen gefahren war. Ihr grauste vor seinen muskulösen Unterarmen und Händen, auf denen schwarze Haare wuchsen, dicht wie ein Tierfell. Manchmal, wenn sie alleine waren, musterte er sie, als könne er durch ihre Kleidung hindurchsehen.

Wenn nur ihre Mutter noch da wäre! Die hätte sie bestimmt unterstützt und Anni wäre in einem liebevollen Heim aufgewachsen.

»Ach Mutter!«

Jakoba seufzte aus tiefstem Herzen. Acht Jahre war es her, seit ihre Mutter am Kindbettfieber gestorben war, und nur ein paar Tage später hatte der Herrgott auch ihren kleinen Bruder zu sich geholt. Dabei war ihr Vater so stolz gewesen, dass es endlich einen Nachfolger für die Schäfflerei Neuburg geben sollte. Schon damals, als Jakobas Mutter mit ihr guter Hoffnung war, glaubte der Vater fest an einen

Stammhalter. Jakob hätte er heißen sollen. Dann war eine Jakoba daraus geworden. Es brauchte viel Zeit, bis Martha Neuburg wieder ein Kind empfing. Der Traum von einem Nachfolger für die Schächflerei dauerte nur sieben Tage. Nach dem Tod von Ehefrau und Sohn hatte sich Wilhelm Neuburg strikt geweigert, noch einmal zu heiraten. Nun war es an ihr, der einzigen Tochter, dem Vater seine Wünsche nach dem Fortbestand der Schächflerei Neuburg zu erfüllen.

Die Traurigkeit, die sich manchmal in seine Augen schlich, wenn er sich unbeobachtet glaubte, berührte sie tief. Schweren Herzens hatte sie zugestimmt, den Gesellen Quirin Moosegger zu heiraten, sobald dieser seine Meisterprüfung abgelegt haben würde. Die Schächflerei würde in der Familie verbleiben und, wie ihr Vater nie müde wurde zu betonen, Quirin war ein stattlicher junger Mann, der anständig zupacken konnte.

Stattlich ja, das mochte wohl sein, aber Jakoba hätte sich Quirin niemals freiwillig ausgesucht, um den Rest ihres Lebens mit ihm zu verbringen. Zu grob war er ihr, zu laut und vor allem viel zu bestimmend. Durch den frühen Tod ihrer Mutter war sie es gewohnt, Tag für Tag eigenständig zu handeln, sie führte schon lange den Haushalt des Vaters und ebenso seine Bücher. Quirin jedoch ließ ihre Meinung nie gelten, er schnitt ihr grundsätzlich das Wort ab oder verspottete sie. Abgesehen davon missfielen Jakoba seine eng zusammenstehenden Augen und die aufgeworfenen Lippen, die seinem Gesicht andauernd einen wollüstigen Zug verliehen.

»Koba traurig?«

Zwei kleine Hände patschten ihr ins Gesicht und holten sie zurück aus ihren Gedanken. Anni blickte sie mit schief gelegtem Köpfchen sorgenvoll an.

»Nein, Koba ist schon wieder lustig!«

Jakoba bemühte sich, ein Lächeln aufzusetzen und das Grauen, das die schlimmen Nachrichten der Magd in ihr gesät hatte, zu verdrängen. Sicher war alles nur ein Gerücht, das Hirngespinnst eines überspannten Mädchens.

Sie richtete sich auf und nahm Anni an der Hand.

»Komm, wir schauen, ob wir in der Spitalküche einen Apfel für dich finden!«

[...]

Der Sommer verging und mit ihm die Menschen, die sich in immer größerer Zahl ansteckten und dem unheimlichen Gespenst Pest zum Opfer fielen. Bürgermeister Ligsalz ordnete umfangreiche Vor-sichtsmaßnahmen an. Auf den Straßen flackerten Feuer und der scharfe Geruch von verbrannten Wachholdersträuchern lag allgegenwärtig in der Luft. Außer dem Isartor war nur das Neuhäuser Tor geöffnet. Beide Ein- und Ausgänge zur Stadt wurden scharf bewacht. Keiner durfte in die Stadt hinein, ohne von einem Medicus untersucht zu werden. Fremde mussten außerhalb der Stadt vor dem Isartor in einem Heuschober in Quarantäne bleiben. Man ging dazu über, Münzen in Essig zu waschen, und ein-

gehende Briefe wurden sorgfältig geräuchert. Trotz all diesen Vorsichtsmaßnahmen und der aufopfernden Pflege von Priestern und Nonnen, die sich der Kranken annahmen, die keiner mehr bei sich haben, geschweige denn berühren wollte, wurde man der Krankheit nicht Herr. Im September brach der Schwarze Tod mit ganzer Wucht über die Menschen in München herein. Angst und Verzweiflung machten vor niemandem Halt.

Die Kindsstube im Heilig-Geist-Spital bekam täglich Zuwachs von neuen Waisenkindern, und Jakoba arbeitete bis zur völligen Erschöpfung. Gereiztheit machte sich überall breit und eines Abends, kurz nach Weihnachten, geriet sie in eine schlimme Auseinandersetzung mit Quirin. Sie war gerade mit ihrer Arbeit in dem winzigen Raum, der als Schreibstube genutzt wurde, fertig geworden und wollte in ihre Kammer gehen, als Quirin hereinschlüpfte und ihr die Tür verstellte.

»Na, mein hübsches Liebchen, wie wär's mit einem Kuss für deinen Zukünftigen?«

Seine Wangen waren gerötet, sein Atem ging schwer und roch nach Branntwein. Jakoba trat einen Schritt zurück und musterte ihn kritisch. Sie war nicht klein, aber ihr Verlobter ragte über ihr auf wie ein Turm. Es kostete sie einiges an Überwindung, seine Körperausdünstungen zu

ertragen, schließlich überwand sie sich, trat friedfertig einen Schritt auf ihn zu und gab ihm einen flüchtigen Kuss auf die Wange.

»Quirin, lass mich durch. Ich bin müde. Es ist Zeit, schlafen zu gehen.«

Sie wollte an ihm vorbeihuschen, aber er bewegte sich nicht von der Stelle und musterte sie mit glitzernden Augen.

»Das ist nicht, was ich unter einem Kuss verstehe!«

Unvermittelt packte er sie an den Hüften, drückte seinen Unterleib an sie und küsste sie hart auf den Mund. Als sie versuchte zu protestieren, schob er ihre nasse Zunge zwischen die Lippen. Fürchterliche Wut stieg in Jakoba auf. Was erlaubte sich dieser ungehobelte Kerl! Außer sich vor Zorn und Ekel, schlug und kratzte Jakoba nach ihm wie eine in die Enge gedrängte Wildkatze, bis er von ihr abließ.

»Was fällt dir ein, du kratzbürstiges Weibsbild!«

Quirin stieß sie heftig von sich und Jakoba krachte mit der Hüfte an das Stehpult. Angespannt wie zwei Kampfhähne standen sie sich gegenüber. Jakobas Haube war heruntergefallen, einer ihrer dunklen Zöpfe hatte sich gelöst und die Haare fielen ihr wirr über die Schulter. Sie fühlte nichts als Zorn und Abscheu. Quirin sah sie mit zusammengekniffenen Augen und heruntergezogenen Mundwinkeln abschätzig an.

»Hätte nicht gedacht, dass du so prüde bist. Mir scheint, dem Meister bleibt nichts anderes übrig, als die Schäfflerei als Zugabe zu geben, damit er dich an den Mann bringt!«

Er zog geräuschvoll die Nase hoch, drehte sich um und ging. Jakobas stolze Haltung brach zusammen. Sie sank zu Boden, Tränen liefen ihr in Sturzbächen über das Gesicht. Diesen Widerling sollte sie heiraten! Ein ganzes Leben mit ihm verbringen. Tisch und Bett mit ihm teilen. Angeekelt wischte sie sich mehrmals heftig mit dem Handrücken über den Mund. Die Erinnerung an das Gefühl, als er ihr die Zunge in den Mund gedrängt hatte, der saure Geschmack seines Atems verursachte ihr Übelkeit. Wo waren Freude und Glück für sie? Es schien, als hätte sie keinen Anspruch darauf, als gäbe es nur ein Leben voll Arbeit, Opfer, Verzicht und Verlust. Als sie sich ausgeweint hatte, wischte Jakoba ihre

Tränen an der Schürze ab und verließ die Schreibstube. Ihre Hüfte schmerzte. Sie hatte das drängende Bedürfnis, ihr Gesicht zu waschen, den Ekel seiner Berührung wegzuwischen. Auf dem Hausflur traf sie auf ihren Vater, der gerade aus der Werkstatt kam.

»Meine brave Tochter! Wenn ich dich nicht hätte ...«

Er streckte die Hand aus und tätschelte ihr unbeholfen den Arm. Nur gut, dass es fast dunkel im Flur war und der Vater ihr verweintes Gesicht nicht sehen konnte. Jakoba murmelte mit abgewandtem Gesicht einen flüchtigen Gruß und hastete die enge Stiege hinauf in ihre Kammer, floh vor dem verwunderten Blick des Vaters in ihrem Rücken. Sie hatte sonst immer ein fröhliches Wort, eine Neckerei oder eine liebevolle Geste für ihren Vater übrig. An diesem Abend fand Jakoba lange keinen Schlaf, und als sie vom Krähen des nachbarlichen Hahns erwachte, war ihr Kissen nass von Tränen.

[...]

Während die Schäffler sich um die Rettung der Stadt kümmerten und in jeder Hinsicht ihr Bestes gaben, webten andere an ihren eigenen Geschicken. Chorherr Wiguläus von Treuchtling thronte in einem Lehnstuhl nahe dem Feuer in seinem Haus in der Kaufingerstraße. Düster blickte er in die Flammen, während er rastlos den fein geschliffenen Kelch in seiner Hand hin und her drehte. Im Schein des Feuers funkelte der Malvasierwein um die Wette mit dem prächtigen Rubin am Finger des Kirchenmannes. Die Ursache seiner miserablen Stimmung war die Verzögerung seiner Vorhaben durch die Seuche. Diese verdammte Pest hatte seine Pläne empfindlich gestört, und er hasste nichts mehr, als wenn ihm etwas in die Quere geriet. Die Tür hinter ihm öffnete sich und Odo, sein Adlatus, glitt lautlos herein.

»Ehrwürdiger Herr, ein Schreiben vom Rat.«

Während Odo dem Chorherren ein Tablett mit dem versiegelten Brief reichte, verbeugte er sich mit betont demütiger Miene. Missbilligend nahm Wiguläus den muffigen Körpergeruch des Mönchs wahr. Er stellte den Kelch ab und griff nach dem Brief. Im letzten Augenblick zuckte seine Hand zurück.

»Ist der Brief ordnungsgemäß geräuchert worden?«

Der Mönch nickte und bot ihm noch einmal untertänig das Silber-tablett dar.

»Mehrere, Ehrwürdiger Herr, mit Wachholder, Weihrauch und ...«

Wiguläus vermied es, einzuatmen, winkte gereizt ab und griff mit spitzen Fingern nach dem Brief, bemüht, die schmutzige Hand des Mönchs nicht zu berühren.

»Schon gut, schon gut. Du kannst dich zurückziehen.«

Odo katzbuckelte erneut und trat lautlos den Rückzug an.

Wiguläus wartete, bis sich die Tür geschlossen hatte. Ungeduldig brach er das Siegel, hielt den Brief in den Schein des Feuers und las. Mit jeder Zeile wurde seine grimmige Miene entspannter. Als er geendet hatte, verzogen sich seine Lippen zu einem zufriedenen Lächeln.

Sein Kontaktmann im Geheimen Rat sicherte ihm inoffiziell die Erhöhung der Schulgelder für das Kolleg sowie seines Salärs zu, bat aber um strengste Diskretion. Er trat zu dem Vogelkäfig neben dem Fenster und lockte die Lerche darin mit zärtlichen Lauten. Er griff durch das Gitter und strich behutsam über das Gefieder des Vogels, während er noch einmal das Schreiben überflog. Er prüfte, ob das Rinderhorn am Käfig ordnungsgemäß mit Wasser gefüllt war.

»Wenigstens das klappert!«, knurrte er, wobei er sowohl seine Dienstboten als auch seine geschäftliche Angelegenheit meinte, und verfütterte den Brief an die Flammen. Das Geld benötigte er dringend, denn seine ehrgeizigen Pläne verlangten nach ausreichenden Mitteln. Als Mitglied des Domkapitels mit Bürgerrecht der Stadt hatte er in der kurzen Zeit, seit der Bischof von Freysing ihn nach München entsandt hatte, schon viel erreicht, doch sein Streben nach Macht und Reichtum drängte ihn unaufhaltsam voran. Jakob Golla war schon seit Ewigkeiten Propst. Es war an der Zeit, dass er abgelöst wurde. Nicht einmal der deutschen Sprache war der Mann mächtig, das musste man sich vorstellen! Wenn ihm, Wiguläus, dieser Schachzug gelang, wäre sein Sitz im Geistlichen Rat der Stadt sicher. Dann konnte er mitentscheiden über die Geschicke von Weltlichen wie von Geistlichen. Er fuhr langsam mit der Zunge über seine Lippen. Vor allem zugunsten seines eigenen Auskommens. Er würde sich einen kleinen, aber feinen Landsitz gönnen, auf den er sich von Zeit zu Zeit zurückziehen könnte, wie es sich für einen Propst gehörte. Vogelvolieren wollte er sich bauen lassen, eine ganze Heckenreihe mit einem Käfig am anderen. Pfauen, die über seinen Rasen schritten, Fasane, deren goldbuntes Gefieder in der Sonne leuchtete. Die Blütenburg vor den Toren Münchens wäre ihm gerade recht. Er hatte bereits einen guten Kontakt zum Hofvizekanzler Bartholomäus Richel aufgebaut, der die Blütenburg für den Hof verwaltete. Der Gedanke, dass Kurfürst Maximilian ein strenges Regiment unter den Räten führte und denselben disziplinierten Lebenswandel, mit dem er sich selbst kasteite, von jedem von ihnen forderte, kam ihm in den Sinn. Er schob den unlieb-samen Gedanken

zur Seite und träumte weiter von einer pompösen Karriere, während er ununterbrochen die Rubine seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ.

[...]

Sylvester Gassner packte sein Bündel zusammen. Zuletzt zog er mit spitzen Fingern den sorgsam in ein Tuch eingewickelten Rosenkranz aus der Truhe hervor. Er schlug den Stoff auseinander und hob die Kostbarkeit hoch. Exquisit geschliffene Rubine entzündeten im Halbdunkel der Kammer ein geheimnisvolles Feuer und warfen dunkelrot funkelnde Lichtpunkte an die Wand. Halb fasziniert, halb angewidert betrachtete er das Kleinod für einen Moment. Dann schlug er den Rosenkranz mitsamt den hässlichen Erinnerungen, die unwiderruflich daran klebten, hastig wieder in das grobe Linnen ein und verstaute das Päckchen weit unten in seinem Bündel. Er spürte sein Herz ungeduldig pochen. Endlich konnte er Augsburg verlassen! Zu viele Jahre hatte er in der Fuggerstadt leben müssen, mit all den schwarzen Erinnerungen, die ihm wie Schatten täglich an jeder Ecke dieser verdammten Stadt aufs Neue auflauerten und ihn quälten. Damit hatte es jetzt ein Ende. Seine Lehrjahre waren beendet und er konnte als stolzer Geselle auf Wanderschaft gehen. Es war nicht so, dass er Meister Bichler gegenüber undankbar gewesen wäre. Dieser hatte ihn all die Jahre nicht nur gut behandelt, sondern ihm darüber hinaus das Handwerk zünftig beigebracht.

»Warum bleibst du nicht? Gute Leute kann ich immer gebrauchen.«

Im Blick des Meisters hatte ein Versprechen nach einem sicheren Auskommen und einem gediegenen Leben gelegen, aber Sylvester wusste genau, dass er hier in Augsburg niemals glücklich werden würde. Wenn überhaupt, dann würde er sein Glück nur in der Fremde finden.

»Meister, ich bin nie aus Augsburg herausgekommen und möchte etwas von der Welt sehen«, hatte er schnell gelogen und hinzugesetzt:

»Ich will nach Salzburg ziehen.«

Der Meister schüttelte besorgt den Kopf.

»Die Reise wird gefährlich. Die Schweden marodieren durch das Land. Sie plündern, vergewaltigen und brandschatzen, das lässt die Menschen misstrauisch gegenüber allen Fremden werden!«

Sylvester winkte ab.

»Ich fürchte nicht um mein Leben. Wenn es mich erwischt, ist es halt vorbei«, meinte er gleichmütig.

Was hatte er zu verlieren? Er würde sich durchschlagen. Er wollte arbeiten und Geld zur Seite legen. Mit den Ersparnissen hatte er vor, irgendwann weiter in den Süden ziehen, nach Italien. Das befand sich weit genug weg von Augsburg, dieser ihm verhassten Stadt, weit genug von den schmerzhaften, bösen Erinnerungen, die immer wieder aus dem Nichts nach ihm griffen, schemenhafte Gestalten aus den

schwärzesten Tiefen der Hölle.

Er verstaute sorgfältig die Papiere, die ihn als Schäfflergesellen auswiesen, und verabschiedete sich dankbar, doch ohne Rührung, vom Meister, dessen Gattin und den anderen Lehrlingen. Gretl, die blond bezopfte Tochter, schickte ihm tränenblinde Blicke hinterher, die er ebenso wenig bemerken wollte, wie die verliebten Augenaufschläge, die sie ihm, sooft sich eine Gelegenheit bot, zugeworfen hatte. In seiner Welt war kein Platz für Liebe und Zärtlichkeiten. Die Mauern, die er um sein Herz errichtet hatte, waren turmhoch und unüberwindbar.

Er wanderte durch die geplünderte Stadt. Die Schweden hatten sich trotz des Versuches der Augsburger, sich loyal zu zeigen, reichlich bedient und die Straßen der einst stolzen und reichen Stadt boten ein Bild der Zerstörung und Verwüstung. Vor dem Mariendom hielt er an. Sein Herz wurde hart, als er auf den mächtigen Bau blickte. Er zögerte. Sollte er noch ein letztes Mal hineingehen? Noch einmal das Grauen empfinden, es vielleicht hier zurücklassen, um erleichtert und frei in sein neues Leben gehen zu können? Er rang mit sich, ging unschlüssig ein paar Schritte auf das gewaltige Portal zu, zögerte erneut. Er schalt sich selber einen Narren und ging mit verbissenen Kiefern und hochgezogenen Schultern durch das Portal ins Innere des Doms. Einige Fromme knieten betend in den reich geschnitzten Bänken, in einem Seitenaltar betete ein junger Mönch inbrünstig.

Ohne auf die Schönheit der Spitzbögen, die reichlich Licht durch das Gotteshaus fluten ließen, zu achten, schritt Sylvester durch den riesigen Bau. Er beugte weder Knie noch Haupt, verschmähte das Weihwasserbecken und ging ohne rechts und links zu schauen, nach vorne, würdigte den Altar keines Blickes, wie magisch angezogen von der Sakristei. Er starrte blicklos auf die niedrige, metallbeschlagene Tür. Hinter dieser Tür lag sein Herz begraben. Die Welt um ihn herum versank in Düsternis, in seinem Mund breitete sich ein schaler Geschmack aus. Der Geruch von Ambra und Weihrauch verursachte ihm Übelkeit. Die Berührung an seiner Schulter kam unvermittelt, er schrak heftig zusammen, fuhr herum und hob unwillkürlich seine Faust zum Schlag. Der Mönch wich entsetzt zurück.

»Friede mit dir, ich will dir nichts Böses, du bist im Hause Gottes!«

Verstört sah der Mönch in Sylvesters Gesicht, der heftig atmend immer noch in Angriffsposition verharrte, jeden Moment bereit, zuzuschlagen. Sylvester sah die Umrisse des Mönchs nur schemenhaft, Todesangst und eine ungeheure Wut zeichneten rote Schatten vor seine Augen, die ihn nahezu blind machten. Beschwichtigend hob der Mönch die Hände und redete auf ihn ein, bis Sylvester schließlich die Arme sinken ließ, sich wortlos umdrehte und eiligen Schrittes den Dom verließ. Er sah nicht mehr, wie hinter ihm der Mönch mit bleichem Gesicht das Kreuzzeichen schlug und ein Gebet murmelte.

[...]

Beißende Kälte weckte Jakoba. Durch die Ritzen der Bretterwände drang fahles Wintermorgenlicht.

Als sie langsam zu sich kam, stellte sie fest, dass sie Rücken an Rücken mit Sylvester geschlafen hatte. Er hatte sich neben sie gelegt und sie beide mit seinem Umhang zugedeckt. Schnell setzte sie sich auf und schob sich leise hinaus. Zitternd verrichtete sie hinter einem Gebüsch ihre Notdurft und nahm etwas Schnee in den Mund, um den ärgsten Durst zu löschen und den Geschmack der Nacht zu vertreiben. Sie schlug mehrmals die Arme um ihren Körper und stampfte mit den Füßen, um ein bisschen warm zu werden.

Die Tür hinter ihr ging auf und Sylvester trat heraus. Schweigend musterten sie sich, zum ersten Mal bei Tageslicht.

Jakoba schämte sich. Was für ein Bild musste sie abgeben! Schmutzig, Stroh und Staub in den halb aufgelösten Zöpfen, ohne Haube, der Rock zerrissen. Sie fuhr sich mit den Händen durch die Haare und wusste im gleichen Moment, dass sie damit nichts besser machte. Sylvesters Mundwinkel zuckten, im nächsten Augenblick war sein Gesicht wieder glatt und beherrscht. Er betrachtete sie mit undurchdringlicher Miene.

»Wo gehst du jetzt hin?«

Jakoba zuckte die Schultern. Ihr war jämmerlich zumute, sie zwang sich, die aufsteigenden Tränen hinunterzuschlucken. Vage deutete sie hinter sich.

»Vielleicht gehe ich in die Au. Da wollte ich gestern schon hin, aber ich habe mich in der Dämmerung verlaufen.«

Um keinen Preis wollte sie zugeben, dass sie auch jetzt nicht annähernd wusste, in welche Richtung sie gehen musste. Sie war nie weiter aus den Gassen Münchens herausgekommen als bis auf die Pichplätze der Schäffler vor den Toren der Stadt.

»Auf dem Markt in München waren oft Tagelöhner und Kleingewerbler, die in der Au leben. Es gibt eine Papierfabrik und einige Herbergen, vielleicht finde ich dort Arbeit.«

Unter Sylvesters skeptischem Blick verschränkte sie trotzig die Arme.

»Ich kann arbeiten! Meinem Vater führe ich seit Jahren den Haus-halt und die Bücher und ich arbeite im Waisenhaus. Jeden Tag!«

Sie reckte kampflustig das Kinn.

»Wenn ich genug Geld habe, kann ich mir einen Advokaten leisten.«

Sylvester schaute sie ungerührt an.

»Was hältst du davon, wenn ich dich noch ein Stück begleite? Mir eilt es nicht und ...«, er machte eine Pause, »es ist sicherer.«

Jakoba überlegte. Wahrscheinlich gab es nicht nur Tagelöhner in der Au, der Vater hatte immer von »den Haderlumpen aus den Isarauen« gesprochen. Sie kaute nervös auf ihrem Zopfende, eine Unsitte aus Kindertagen, die sie sich längst hatte abgewöhnen wollen. Sie überwand ihren letzten Rest Stolz und nickte zögernd. In

Sylvesters Begleitung fühlte sie sich deutlich sicherer.

»Wenn es dir nichts ausmacht.«

Sylvester schaute sich um.

Sie folgte seinem Blick.

Am Horizont schimmerte schwach die Silhouette Münchens durch den grau-violetten Morgennebel. Er schulterte sein Bündel und sie stapften schweigend an verlassenem Krautäckern, leeren Gemüse- und Hopfengärten vorbei in den beginnenden Tag. Jakoba war in Gedanken bei ihrem Vater. Wie es ihm wohl ging? Wie könnte sie es anstellen, ihn wiederzusehen oder ihm wenigstens eine Nachricht zukommen zu lassen?

Nach einem Fußmarsch, der Jakoba wie eine Ewigkeit vorkam, blieb Sylvester stehen. Nicht weit vor ihnen waren zahlreiche dicht ineinander verschachtelte Häuser zu sehen. Etwas abgesetzt von der Siedlung und durch ein Wäldchen von den anderen Gebäuden getrennt, stand ein kleines Haus. Sylvester deutete darauf.

»Es kommt Rauch aus dem Schornstein.«

Jakoba war unwohl zumute. Nach der gestrigen Erfahrung hatte sie wenig Verlangen danach, an die Tür eines einsamen Hauses zu klopfen, sie zuckte mit den Schultern und hielt sich hinter Sylvester.

Als sie sich der Hütte näherten, hellte sich Jakobas Miene auf. Alles sah sauber und einladend aus.

Unter der Schneedecke konnte man ordentlich angelegte Beete erahnen und Hundsrosensträucher, deren üppige Hagebutten die Blütenfülle des Sommers verrieten, lehnten sich gemütlich an den Zaun. Im Juli würden sie ein prachtvolles Bild abgeben. Eine gefleckte Katze lungerte auf einer Bank an der Hauswand und musterte sie hochmütig, als sie die Pforte öffneten und näherkamen. Jakoba ging auf sie zu, um ihr das warme Fell zu kraulen.

»Autsch!«

Ein blutiger Kratzer zog sich quer über ihre Hand. Ärgerlich saugte sie an der Wunde.

»Sie lässt sich nur anfassen, wenn sie dafür etwas zu fressen bekommt.«

Jakoba fuhr herum. Die samtig dunkle Stimme gehörte einer großen Frau.

»Kann ich euch helfen?«

Sylvester und Jakoba beeilten sich, sich vorzustellen und sich für ihr Eindringen zu entschuldigen.

»Kannst du mir etwas Essbares verkaufen? Ich bin auf der Wanderschaft und will gleich weiterziehen.«

»Sie«, Sylvester deutete mit dem Kinn auf Jakoba, »sucht Arbeit und Unterkunft. Vielleicht weißt du von einer freien Stelle?«

Die Frau musterte sie. Nach ausgiebiger Prüfung schien sie zu dem Schluss gekommen, dass Jakoba und Sylvester harmlos seien. Sie machte eine einladende

Handbewegung.

»Kommt erst einmal herein. Ihr seht aus, als könntet ihr eine heiße Suppe vertragen.«

Die Frau ging an ihnen vorbei, trampelte sich den Schnee von den Schuhen, öffnete den Türriegel und ließ sie eintreten. Die Hütte war blitzsauber und strahlte eine heimelige Atmosphäre aus. Hinter der Stube gab es einen weiteren Raum und gleich neben der Tür führte eine steile Stiege nach oben, vermutlich in die Schlafkammer. Jakoba fühlte sich sofort wohl. Über dem Herd hing ein Kessel mit köstlich duftendem Inhalt und mit einem Mal wurde ihr schwach in den Knien vor Hunger.

»Setzt euch.«

Neugierig, wie es weitergeht?

– **Yngra Wielands historischer Roman »Der Tanz der Schäfflerin« ist im stationären, im Online-Buchhandel sowie auf unserer Verlagswebsite unter www.burgenweltverlag.de erhältlich.**

»Der Tanz der Schäfflerin«

Print: ISBN 978-3-943531-44-2, 13,90 €

Kindle: ISBN 978-3-943531-45-9, 4,99 €

EPUB: ISBN 978-3-943531-46-6, 4,99 €

Die Geschichte geht weiter in

»Das Schicksal der Schäfflerin«

Print: ISBN 978-3-943531-62-6, 13,90 €

Kindle: ISBN 978-3-943531-63-3, 4,99 €

EPUB: ISBN 978-3-943531-64-0, 4,99 €



»Der Tanz der Schächflerin«

Eine historische Geschichte von Verrat, Verlust, Hoffnung und Liebe! München im Jahre 1634 – Jakoba, die Tochter des Schächflermeisters Wilhelm Neuburg, erlebt als kleines Mädchen den Schächflertanz nach einer Bedrohung durch die Pest als überwältigendes Ereignis. Fortan hat sie keinen sehnlicheren Wunsch, als einmal diesen traditionellen Tanz der Fassmacher mitzutanzten. Doch dies ist ausschließlich den Gesellen der Zunft erlaubt.

Als in München erneut die Pest ausbricht, überredet Jakoba ihren Vater dazu, den Schächflertanz wieder aufleben zu lassen, um den Menschen Mut zu machen, wie es schon ihre Ahnen taten. Unerlaubt beobachtet sie, wie die Gesellen proben, übt im Geheimen die Schritte und Abfolgen. Doch die boshafte Bäckerstochter Agnes, die es auf Jakobas Verlobten Quirin abgesehen hat, verrät sie. Für ihr lästerliches Verhalten wird die Schächflertochter der Hexerei bezichtigt. Jakoba bleibt schließlich nichts anderes übrig als zu fliehen. Auf der Flucht lernt sie den Schächflergesellen Sylvester kennen, der mit seinen eigenen Dämonen zu kämpfen hat. Gemeinsam beschließen sie, Jakobas Traum vom Tanz der Schächfler wahr werden zu lassen. Koste es, was es wolle...

Yngra Wieland eröffnet den Lesern mit ihrer tragischen und mitreißenden Geschichte um die Heldin Jakoba faszinierende Einblicke in die Tradition der Schächfler und das Leben in München im siebzehnten Jahrhundert. Mit einem Vorwort von Christian Baumann (Fachverein der Schächfler Münchens)

Leserstimmen

»Von diesem historischen Roman war ich total begeistert. Er hat alles, was ein solcher Roman braucht.«

»Die Geschichte um Jakoba und Sylvester hat mich von Anfang an in ihren Bann gezogen. Der Schreibstil ist flüssig und bildlich. Ich fühlte mich ganz in die Zeit hineinversetzt. Ich habe mit Jakoba gelacht, geweint und gelitten.«

»Das Buch hat mich restlos begeistert.«

www.burgenweltverlag.de